

Animus und Anima

Von der Pflege und Formung des Gegengeschlechtlichen im Menschen

Von Hubert Thurn S. J., München

Der Einblick in die Seele und ihre Gesetze gelingt wohl am ehesten, wenn Störungen vorliegen. Der Erkenntnistrieb wird von der Not beflügelt. Not zwingt oft zu nachdrücklichem Studium, zu Beobachtung und Überlegung. Aber nicht nur das. Solange das komplizierte Ineinandergreifen der seelischen Funktionen einwandfrei vor sich geht, wird nicht allzu viel ansichtig vom Kräftespiel der Seele, von ihren Hintergründen und deren Bestandteilen. Gerät die Seele jedoch aus irgendwelchen — inneren oder äußeren — Gründen aus dem Gleichgewicht, arbeiten die Funktionen nicht mehr reibungslos, verliert die Seele den Kompaß — man mag die Seelenstörungen umschreiben, wie man will, — dann rufen nicht nur die Störungen nach einer Erklärung. Auch die Seele selbst wird in ihrer Arbeitsweise, in ihrem Vermögen, ihren Grundangelegenheiten und unveräußerlichen Tendenzen zum Gegenstand der Forschung. Die Störungen können sogar nur so weit verstanden werden, wie die Struktur der Seele ansichtig wird.

Die Psychologie verdankt der seelischen Heilkunde daher eine große Anzahl wertvoller Erkenntnisse. Die Gründe dafür dürften einleuchten.

Wir wollen hier einmal versuchen, ein wichtiges Begriffspaar der Seelenkunde ein wenig zu verdeutlichen und für die Selbsterziehung sowie für das religiöse Leben fruchtbar zu machen. Es handelt sich um die beiden Begriffe „Animus“ und „Anima“. In der „komplexen Psychologie“ C. G. Jungs haben beide eine große Bedeutung. Versuchen wir zunächst ihren Begriffsinhalt zu klären¹.

I.

Wir knüpfen an eine, allen Menschen geläufige Tatsache an: in jedem Mann steckt Weibliches, in jeder Frau Männliches. Bei außergewöhnlichen Anlässen, etwa wenn ein Mann für ein Kind zu sorgen hat oder eine Frau berufstätig wird, tritt dieser Sachverhalt klar in Erscheinung. Es mag dann eine gewisse Unterlegenheit offenkundig werden — ein Mann vermag nicht so gut für ein Kind zu sorgen wie eine Frau, eine Frau wird im Existenzkampf nicht die gleiche Wucht des Sichdurchsetzens erreichen wie ein Mann —, an der Tatsache der Möglichkeit weiblichen Verhaltens des Mannes und männlichen Verhaltens der Frau läßt sich nicht zweifeln. Diese Möglichkeit wäre nicht gegeben, wenn nicht Fähigkeiten vorhanden wären, die die genannten Verhaltensweisen hervorbringen.

Das Weibliche im Mann nennt C. G. Jung Anima, das Männliche in der Frau Animus. Diese Ausdrücke, die der Autor der komplexen Psychologie übernommen,

¹ Die folgenden Darlegungen gehen in den Hauptzügen auf C. G. Jung zurück. Sie wollen aber trotzdem nicht gebunden sein — im Sinne schulischer Orthodoxie. Die Forschungen von C. G. Jung sind — nach seinem eigenen Geständnis — kein geschlossenes System, sie wollen anregen und Hinweise geben. Daher ist eine Verwertung seiner Gedanken auch dann erlaubt, wenn manche Einzelheiten theoretischer Spekulation unberücksichtigt bleiben. Die Ausführungen berücksichtigen sodann die Ergebnisse der Charakterologie und die Erfahrungen des Alltags. Das ergibt die Möglichkeit, die analytische Psychologie mit diesen Bereichen in Beziehung zu setzen und sie aus ihrer Sonderstellung zu befreien.

aber mit neuem Gehalt gefüllt hat, geben in ihrer Endung (*Anima, Animus*) den gegengeschlechtlichen Charakter des seelischen Sachverhaltes zu erkennen.

Das Weibliche im Mann und das Männliche in der Frau sind zunächst *biologisch begründet*. Im Mann kreist gegengeschlechtliches Hormon ebenso wie in der Frau. Während die Hormone, die das Geschlecht eines Mannes und einer Frau bestimmen, von den Geschlechtsdrüsen erzeugt werden, bringt das gegengeschlechtliche Hormon die Nebennierenrinde hervor. Die Tatsache, daß nicht jeder Mann im gleichen Maß weibliche Züge besitzt oder entwickeln kann und nicht jede Frau in gleicher Weise männliche, findet im Biologischen zunächst ihre Begründung. Die gegengeschlechtlichen Hormone können in verschieden starkem Ausmaß vorhanden sein, was eine Rückwirkung auf das Seelische haben muß.

Setzen wir in Korrespondenz zur biologischen Ausprägung des Gegengeschlechtlichen ein *seelisches Vermögen* an — was bei der innigen Durchdringung von Leib und Seele berechtigt, ja notwendig ist —, dann wird dieses wie jede andere Anlage durch Umwelteinflüsse beeindruckbar und formbar sein. Die Frage ist dann, welche Eindrücke und Einflüsse das Gegengeschlechtliche zu formen fähig sind. C. G. Jung gibt als Formkräfte Vater und Mutter an. Für das Weibliche des Mannes ist die Mutter vor allem Formkraft, für das Männliche der Frau der Vater. Bei der außergewöhnlichen und unvergleichlichen Wirkkraft von Vater und Mutter für das Kind, wird diese Feststellung nicht überraschen. Neben Vater und Mutter sind es diejenigen Vertreter des anderen Geschlechtes, die im Leben des Menschen von Bedeutung waren, die das gegengeschlechtliche Vermögen formen.

Es ist verständlich, daß Animus und Anima in eine Konkurrenz zum eigentlichen Geschlecht treten; je stärker sie ausgeprägt sind, um so mehr. Jeder Mensch hat auf Grund seines Geschlechtes eine „Rolle“ zu spielen. (Jung spricht von der „Persona“, gemeint ist der Komplex von Eigenschaften und Verhaltensweisen, den sich der Mensch im Hinblick auf die Umwelt, seine Stellung in ihr, seine Berufsleistungen usf. erwirbt). Besser würde man vielleicht sagen: Jeder Mensch hat eine seinem Geschlecht und den damit gegebenen Verpflichtungen gemäße Aufgabe zu erfüllen. Diese Aufgabe veranlaßt ihn, das Gegengeschlechtliche weitgehend zu verdrängen, da es ihm hinderlich werden kann beim Spiel seiner Rolle, beim Lösen seiner Aufgabe. Die Folge dieses Sachverhaltes ist eine erstaunliche Unkenntnis des Menschen über die jeweils persönliche Eigenart des Gegengeschlechtlichen, des Animus oder der Anima. Eine weitere Folge muß dann sein, daß das Gegengeschlechtliche leicht unkultiviert bleibt, weil es ja unbewußt, also unbeachtet ist. So findet man Menschen, deren Beziehungen zur Umwelt geordnet, deren Verhalten also regelgerecht der Umwelt und ihren Forderungen angepaßt ist. Ihr Seelenhintergrund läßt aber zugleich Ordnung, Kultur und Erzogenheit vermissen. Für unseren Zusammenhang ist diese Feststellung gleichbedeutend mit der Tatsache, daß Animus und Anima ein undiszipliniertes Sonderdasein führen. Vor der „Öffentlichkeit“ bleibt dies verborgen; um so mehr weiß der Mensch selbst oder seine allernächste Umgebung davon zu berichten. Störungen, die sich bis zur Unerträglichkeit steigern können, zeigen die Unstimmigkeit im Seelenhaushalt, im Aufbau der Person an. Die Unkultiviertheit des Gegengeschlechtlichen kann neben anderem schuld daran sein.

Will man eine *charakterologische Klärung* von Animus und Anima erreichen, so wird man einer — wenigstens grundsätzlichen — *Psychologie der Geschlechter*

nicht entraten können. Wir versuchen hier mit Hilfe der Charakterologie den Geschlechtscharakter von Mann und Frau zu verdeutlichen.

Wir unterscheiden demgemäß drei Schichten innerhalb des Charakters: Leib, Seele und Geist. Unter Leib fassen wir die am stärksten leibgebundenen seelischen Funktionen: Empfindung und Antrieb (Trieb). Seele verstehen wir als Erlebnis- und Gestaltungsfähigkeit (Phantasie). Geist ist die Fähigkeit zu denken und zu wollen, worunter wir die dem Menschen eigentümliche und allein mögliche Bewältigung der Lebensaufgaben, aus Beziehungserfassung (Einsicht) und planvollem Handeln erwachsend, begreifen.

Als männlich werden wir den „Geist“, als weiblich die „Seele“ ansprechen dürfen. Der Mann ist auf Grund seiner vorwiegenden Begabung und im Hinblick auf die Lösung seiner Lebensaufgabe gehalten und fähig, den „Geist“ im besonderen einzusetzen, die Frau die „Seele“. Verstand und Willen sind für den Mann charakteristisch, während die Frau aus Erlebnis und Phantasie zu leben pflegt. In diesem Zusammenhang sei auf eine großangelegte Enquete von Heymans und Wiersma verwiesen, die als Charakteristikum der Frau die „Emotionalität“, die starke Fühl- und Erlebnisfähigkeit nachweisen konnte. Der Alltag bestätigt diese Feststellung. Die Frau, die „gefühllos“ ist, pflegt man als unweiblich zu bezeichnen, einen Mann, der sehr gefühlvoll ist, als weiblich. Ähnlich verhält es sich mit der Phantasie, die wir allerdings ein wenig erläutern müssen. Phantasie ist hier nicht ganz gleichbedeutend mit Entdeckungs- und Erfindungsgabe, als was die experimentelle Psychologie die Phantasie erklärt. Sie ist die Fähigkeit, aus lebhaften Vorstellungen zu leben, weniger aus Gedanken. Wir wissen, daß die Vorstellungstätigkeit, was Intensität und Farbigkeit angeht, sehr eng mit dem Gefühl verbunden ist. Weiblich ist demnach eine von Gefühl und Vorstellung bestimmte Lebenseinstellung, männlich eine von Verstand und Willen geleitete.

Was den Willen angeht, so ist das triebhafte Wollen, das unmittelbar aus dem Gefühl fließt, vom eigentlichen zu scheiden. Das eigentliche Wollen wird von der Einsicht, dem vernünftigen Überlegen gesteuert. Dieses zuletzt genannte Wollen ist dem Mann eigentümlich, während die Frau „instinktiv“, also aus dem Gefühl zu handeln pflegt.

Mann und Frau sind, wie ersichtlich, Gegensätze, sie sollen sich ergänzen.

II.

Wenden wir das Aufgefundene für unseren Zusammenhang an. Wir werden die überraschende Feststellung treffen können, daß nicht nur Mann und Frau Gegensätze sind und sich zu ergänzen berufen sind. Jeder Mensch trägt diese Gegensätze und eine Kompensationsmöglichkeit, eine Ergänzungsfähigkeit in sich selber: im Gegengeschlechtlichen, in Animus und Anima. Der „Geist“ des Mannes, und damit seine Geschlechtseigenart, soll durch seine „Seele“, durch deren Kultur und Erzogenheit ergänzt werden. Umgekehrt bei der Frau: ihre „Seele“ soll vom „Geist“, vom disziplinierten und geordneten, beraten werden.

Mißachten die Geschlechter diese Gegebenheiten, so vereinseitigen sie. Aber was schlimmer ist: sie entarten im Sinne einer unkompensierten Einstellung zu sich selbst und zur Umwelt.

Wie diese Entartung aussieht, soll nun des Näheren erläutert werden. Verabsäumt *der Mann*, seine „Anima“ zu integrieren, d. h. das Gegengeschlechtliche zu erkennen, anzunehmen und zu pflegen, so ist die Verwahrlosung seiner „Seele“ eine Tatsache. Im Sinn unserer Ausführungen ist das gleichbedeutend mit einer Verwahrlosung des Gefühls- und Phantasielebens. C. G. Jung spricht von den „Launen“ des Mannes, der sein Gegengeschlecht verleugnet. Gemeint ist eine weibische Unbeherrschtheit der Gefühle. Gestaute und heftige Gefühle pflegt man Affekte zu nennen. Der Mann, der „Launen“ hat, ist affektiv gereizt und unberechenbar. Das Gefühl hat die Fähigkeit, den Menschen zu integrieren, was hier so viel bedeutet wie: ganz zu machen, die Funktionen zur Durchdringung zu bringen. Ist das Gegengeschlecht nicht integriert, so fällt der Mann auseinander. Das trifft nicht nur für das Außen und Innen zu, auch im Innern liegen die Gegensätze unvermittelt nebeneinander. Die Gefühle durchströmen Gedanken und Wollen nicht, ferner bleibt die Triebwelt rüde, maßlos, heftig — eben „unverseelt“. Was die Phantasie angeht, so ist die Gefahr des Mannes eine sterile Denktätigkeit, die sich gerne unpersönlicher Schemata bedient. Es fehlt dem „unverseelten“ Mann an Eigentätigkeit, Selbständigkeit, Originalität, an Plastizität, an Einfühlungsfähigkeit und deshalb auch an Fähigkeit, andere zu verstehen. Der „unverseelte“ Mann behandelt die Menschen wie Teile einer Maschine. Er ist unpersönlich, hart, unerbittlich. Er ist „phantasielos“. Sein Handeln ist überhaupt „instinktlos“, eben nur von der berechnenden Vernunft geleitet. Es fehlt an „Einfällen“, an überbrückendem, Gegensätze ausgleichendem, kombinatorischem Denken.

Das ungelebte Leben des Gefühls und der Phantasie läßt sich nun nicht einfach hin auslöschen, wenn es auch noch so sehr verdrängt wird. Es macht sich auf Schleichwegen Luft. So ist der „unverseelte“ Mann ein Mensch, der gegen seinen Willen von seinen Gefühlen und seiner Phantasie tyrannisiert wird. Zugleich tyrannisiert er oft auch seine nächste Umgebung, sofern sie eben nicht zur „Persona“ Beziehung hat, also die Maske unnötig macht. Das ungepflegte Phantasieleben zeigt sich vor allem innerhalb der Triebphäre. Wer seine Phantasie nicht ästhetisch und ethisch formt, läßt sie zur „Hure“ werden. Oder sie trocknet ein, was so viel bedeuten will wie: sie ist unfähig, die Denk- und Willens- und Triebvorgänge zu veredeln, zu bereichern, zu durchbluten.

Entsprechendes gilt auch für die Frau: die Frau, die den Animus verleugnet, ihn nicht bildet, verwahrlost im Hinblick auf Verstand und Willen. C. G. Jung spricht von den „Meinungen“ der Frau, die ihr Gegengeschlecht verleugnet. Sie bedient sich gern gewisser „Sprüche“, Redensarten, die einfach übernommen sind, unpersönlichen Charakter tragen, Gemeinplätze darstellen. Mittels dieser tyrannisiert sie sich selbst und ihre Umgebung. Darin wirkt sie unharmonisch, gewalttätig, stur und leer. Auch die Frau, die ihr Gegengeschlecht nicht assimilierte, fällt auseinander. Neben ihrem Gefühls- und Phantasieleben stehen Gesetze und Normen, Vorschriften, die phrasenhaft klingen, die, wenn sie sie für sich anwendet, wie Fremdkörper anmuten, wenn sie dieselben für andere aufstellt, anmaßend, schroff, widersprüchlich erscheinen. Die Gefahr der „ungeistigen“ Frau ist ein Gefühls- und Phantasieleben, das eine „vernünftige“ Lebensführung unmöglich macht. Vernünftig meint hier so viel wie: aus Überzeugung, aus Einsicht, also ziel- und planvoll handeln.

Die „ungeistige“ Frau ist unfähig zur Menschenführung und -erziehung. Es fehlt ihr an Harmonie und Geschlossenheit, sie ist ja widersprüchlich. Da sie ihre „Seele“ nicht vergeistigt, ist sie bestimmbar von äußeren Eindrücken bis zur Haltlosigkeit, fällt auf Redensarten herein. Die Frau, von der Fr. Schiller spricht, die bei Umstürzen zur Hyäne wird, ist die Frau, die Gesetz und Norm nur als Attrappe gelebt hat, die unberührt blieb von der formenden Kraft der Vernunft und beim Einsturz der äußeren Ordnung auch die innere verliert.

C. G. Jung weist darauf hin, daß die *Erfahrung* der Ungepflegtheit des Animus und der Anima, wie sie vielfach mit der Heilbehandlung gegeben und notwendig ist, eine enorme Erschütterung des Menschen mit sich bringt. Da das Gegengeschlechtliche aus den bereits genannten Gründen gern verdrängt wird, wissen Mann und Frau im allgemeinen gar nicht, wie ungepflegt ihr Seelenhintergrund ist, wie sehr sie aus Launen und Meinungen, unpersönlichen Mächten, leben, wie sehr schließlich die gegengeschlechtliche Seite in Haltung, Äußerungen, Gepflogenheiten usf. hineinwirkt, und da sie nicht genügend bewußt, kontrolliert und gepflegt ist, Unheil anrichtet.

Eine sehr *wichtige Ergänzung des bislang Dargelegten* ist die, daß Animus und Anima Korrektive nach innen hin sein sollen. Oben wurde bereits gesagt, daß sie kompensierend wirken sollen. Eine Korrektur besagt mehr als Kompensation. Wie das gemeint ist, mögen die folgenden Überlegungen zeigen. Es gibt die eigenartige Tatsache des weibischen Mannes und der „femme émancipée“, der vermännlichten Frau. Dieser zunächst schwierig zu erklärende Sachverhalt wird häufig mit einem Hinweis auf die bereits genannten biologischen Voraussetzungen von Animus und Anima, also des Gegengeschlechtes beantwortet. Aber diese Voraussetzungen sind keineswegs die einzigen. Der weibische Mann ist weibisch, weil er eine ungepflegte Anima besitzt, was hier so viel bedeutet wie: Gefühl, Affekt, Phantasie, besonders die beiden ersten Vermögen, werden hemmungslos verströmt. Das Korrektiv nach innen hin — Gefühl und Phantasie als Korrektiv von Verstand und Willen — tritt ungebührlich nach außen hin in Erscheinung, überschwemmt den Menschen und formt einseitig das Erscheinungsbild. Dadurch wird der Aufbau der „Persona“, also desjenigen Habitus verhindert, der dem Mann die Stellung in der Welt, in seiner Welt ermöglicht. Er versagt demnach, weil Verstand und Willen nicht die entsprechende Vorrangstellung besitzen. Er vermag seine mit dem Geschlecht gegebenen Aufgaben deshalb nur mangelhaft oder gar nicht zu lösen. Auch die Geschlechtsrolle im engeren Sinn, die er zu spielen hat, die Aufgaben, die mit ihr gegeben sind, gelingen nur schwer oder gar nicht. Die Folgen dürften auf der Hand liegen.

Die vermännlichte Frau leidet unter einem Mangel an vernünftiger Steuerung nach innen hin und an einer Überproduktion männlicher Verhaltensweisen nach außen hin. Das Korrektiv des Gefühls und der Phantasie, die Vernunft, wird nicht als Kontrolle des eigenen Gefühls eingesetzt, vielmehr als Kontrolle der Umwelt, als deren Maßregelung und Beherrschung. Es tritt in Härte, Eigensinn, in „Sprüchen“, die den Herrschaftsansprüchen dienen sollen, in Rechthaberei usf. in Erscheinung. Die Lebensaufgabe der Frau läßt sich ohne Wärme des Gefühls, ohne Weichheit, Plastizität, Liebesfähigkeit, Mütterlichkeit usf. nicht lösen. Es dürfte klar sein, daß eine Frau, deren Ausdruck, Erscheinungsbild und Wirkungsweise ungebührlich von Verstand und Willen beherrscht werden, zu diesen Äußerungen unfähig ist oder

wird. Sie lebt an ihrem Leben vorbei und wird eines Tages erfahren, daß sie ihre Weiblichkeit zum eigenen großen Schaden verleugnet, ihr Glück verscherzt hat. Das gleiche gilt vom weibischen Mann.

III.

Wie können nun diese Erkenntnisse für die *Selbsterziehung* ausgewertet werden? C. G. Jung weist hier zunächst auf einen Trick hin, wie man des Gegengeschlechtlichen, der Anima und des Animus ansichtig werden kann. Es wurde ja des öfteren gesagt, daß Verdrängtes schwer faßbar ist, sich dem Zugriff des Bewußtseins zu entziehen versteht. Es wurde schon angedeutet, von welcher Erschütterung innerhalb seelischer Heilbehandlung die *Erfahrung* des Seelenhintergrundes begleitet ist. Daher sprechen wir von einem „Trick“, von einer Überlistung seiner selbst, mittels deren ein Blick in den Hintergrund, in die verschwiegene Tiefe gelingt. Dieser Trick besteht beim *Mann* vor allem darin, daß er seine Affekte kontrolliert. Es gibt die Tatsache der „psychischen Präsenzzeit“. Gemeint ist, daß Erlebtes sich noch eine Weile im Bewußtsein aufhält, nachdem es vorüberging. Gelingt es, den Affekt, der seinen Höhepunkt überschritt und das Bewußtsein für eine Überlegung freigibt, in seiner Eigenart, seinen Gründen und Hintergründen zu erforschen, zu klären, so erlebt der Mann zu seinem größten Erstaunen seine „Anima“, Weibliches, das Hintergrund seines Handelns, seiner Absichten und triebhaften Wünsche war. Im Affekt ist der Mann echter — im Hinblick auf den Seelenhintergrund —, als wenn er sich von Überlegung und Willen leiten läßt. Es erfordert Übung und viel guten Willen, diesen Weg zu gehen. Jeder Affekt hat etwas Verdemütigendes, viele Affekte lassen die erbsündliche Natur des Menschen, faule Resignation, Vernichtungswillen, Rachsucht und Kleinlichkeit, Neid und Mißgunst, Ehrgeiz und Eitelkeit u. a. m. klar erkennen. Es bedeutet eine sittliche Leistung, dies alles auf sich zukommen zu lassen und ihm mutig ins Auge zu schauen, es demütig anzunehmen und sich zu bessern zu suchen.

Bei der *Frau* bestünde der Trick in einer Lenkung der Aufmerksamkeit auf „Sprüche“, die sie gerne verwendet, feststehende Redensarten, auch religiöser Art, die „vernünftig“ sind. Sie können Überzeugungen entsprechen, dann sind sie integriert. Sie können jedoch auch unverarbeitet übernommene Meinungen sein, die kaum Wirkung tun werden, eher Schuld und Deckmantel nach außen sind. Weil sie unzureichend begründet und unverarbeitet sind, also keine echten Einsichten darstellen, halten sie bei Belastung nicht stand und führen leicht zu Verkrampfung und Unnatur. Die vernünftige Durchhellung vielleicht sehr wichtiger Lebensfragen steht aus; statt dessen machen sich Gemeinplätze breit, die ebenso unwirksam, unecht im eigenen Leben und Streben sind, wie sie die Erfahrung verhindern, nicht lernen lassen, darin auch der Umwelt nicht gerecht werden. Die Regel lautet demnach schlicht: Der Mann erforsche seine Affekte und seine Phantasien, die Frau ihre Meinungen und deren Gründe (Autoritäten!), ebenso das von den Meinungen erstellte Wollen, dann werden beide des Gegengeschlechtlichen inne, seiner Unkultiviertheit und Schwäche ansichtig. Sie werden aber auch fähig, wirksame Selbsterziehung, Korrektur und Integration des Seelischen zu leisten. Jung gesteht, daß es zu den schwersten Aufgaben gehört, sich selbst in dieser Weise gegenständlich zu werden. Wahrhaftigkeit und ein erhebliches Maß an Demut und Selbstbescheidung sind die not-

wendigen Voraussetzungen zu diesem Schritt nach innen hin. Aber er ist — verständlicherweise — auch wesentlich wirksamer als Bemühungen, die lediglich aus dem Erscheinungsbild gewonnene Einsichten verwerten.

Noch ein Gesichtspunkt soll hier zur Sprache kommen. Jung sieht in Animus und Anima Funktionen des „kollektiven Unbewußten“. Er würde sich wehren, bei beiden Funktionen von Verdrängungen oder Ergebnissen von Verdrängungen zu sprechen. Das „kollektive Unbewußte“ ist gleichsam der Reflex des Psychischen auf die menschliche Situation, der aber unbewußt ist — sowohl als Seinsgrundlage wie auch im Vollzug. Hier sei nur soviel gesagt: Der Unterschied zwischen dem Persönlichen und Kollektiven will nicht viel besagen. Es gibt keine menschliche Situation, die nicht zugleich kollektiven Charakter besitzt, d. h. allgemein menschlich ist. Wichtig erscheint nur dies: Das, was mittels Selbstanalyse der Affekte und Vernunftdiktate erkannt wird, ist noch nicht der Mensch. Es ist sein Material, seine Situation, die unbewußte oder halb-bewußte Antwort auf seine Lage. Der Mensch darf sich also nicht mit dem Aufgefundenen identifizieren — so als sei er selbst schon der Affekt oder die Meinung. Persönlich, d. h. im wahren Sinn menschlich ist erst das, was der Mensch in sein Bewußtsein hob, wozu er sich aus eigenem Antrieb und eigenem Gewissensurteil entschied. Die Impulse und Dränge, die Erinnerungen und Diktate sind noch nicht der Mensch. Erst was in Freiheit und Verantwortung gewirkt wurde, ist der Mensch, formt sein Menschenantlitz, ist er selber.

IV.

Fragen wir nun nach einer *religiösen Auswertungsmöglichkeit* der dargelegten Sachverhalte und Zusammenhänge, so läßt sich wohl folgendes sagen.

Gab Gott das Gegengeschlechtliche, dann will er auch, daß es der Mensch lebt, formt und sich dienstbar macht. Sein Menschsein ist von Gott gegeben und zugleich aufgegeben. In Freiheit soll der Mensch mitwirken an seiner Vervollkommnung. Animus und Anima sollen entwickelt und entfaltet, geordnet und gepflegt, schließlich dem Gesamt der Person eingefügt werden. Wie sehr dies eine sittliche Aufgabe ist, dürfte bereits deutlich geworden sein.

Daß diese Aufgabe auch religiösen Charakter besitzt, kann leicht nachgewiesen werden. Die religiöse Aufgabe des Christen ist, Christus nachzufolgen. Er ist der „homo exemplaris“. Er ist aber auch die „complexio oppositorum“, die Fülle aller Gegensätze, auch der Gegensätze von Mann und Weib. Er hat diese Gegensätze gelebt und zwar in einer unerreichbaren Vollkommenheit, in einer Ausgeglichenheit, Breite und Tiefe, die bei jedem, der Ihm folgt, Staunen und Bewunderung erregen muß. Bleibt Er nun auch unerreicht, so wird der Christ sich doch an seinem Beispiel zu formen und zu bilden trachten müssen, und im Maß es ihm Gott schenkt, auch erreichen, was ihm aufgetragen ist.

Es ist vielleicht kühn, den Herrn mit menschlichen Augen anzusehen, da doch in Ihm die Fülle der Gottheit wohnt. Aber da Er ganz Mensch war, die Sünde angenommen, ist es keine Vermessenheit, Ihn als Menschen zu sehen.

Das Leben des Herrn läßt einen ganzen Mann erkennen. Selbständigkeit, Festigkeit, Kraft, Unnachgiebigkeit, Zieltreue, Klarheit und Geistesschärfe, Beherrschtheit, Mut, Entschlossenheit, Treue bis in den Tod ergibt das Bild männlicher Schönheit und hoher Begabung. Man mag sich hier ausdenken was man will: in Christus

sind alle männlichen Eigenschaften in erstaunlicher Vollendung zu finden. Aber ebensoviel und vollendet Weibliches zeigt sein Charakter: Kinderliebe, Mütterlichkeit, Güte, Barmherzigkeit, Zartheit, Bescheidenheit, Verstehen, Verzeihen, Wärme, Weichheit des Gemüts, Herzlichkeit, Phantasiereichtum. Man denke in diesem Zusammenhang an die Parabeln, die Gottes Liebe zum Sünder verdeutlichen sollen; man erinnere sich an das Verhalten des Herrn den Sündern gegenüber; man vergewärtige sich den Inhalt und die Form der Abschiedsreden und des hohenpriesterlichen Gebetes, ferner die Einsetzung der Eucharistie und den Beginn des Leidens. Gerade das Weibliche im Herrn tritt so deutlich in Erscheinung, daß es für viele Menschen und ganze Zeiten der beherrschende Zug Seines Wesens war. Andere Zeiten und Umstände sahen sich dann genötigt, Seine „Kraft und Herrlichkeit“, Seine männliche Mächtigkeit und majestätische Herbheit wieder mehr zu betonen.

Beide Auffassungen gehören zusammen. Erst die Vereinigung des Gegensätzlichen ergibt das Bild des Herrn, das uns die Heilige Schrift so eindringlich vor Augen stellt.

Nicht nur der Herr, auch seine heiligste Mutter vermag dem Christen in den schweren Aufgaben der Integration der Seele, der Aufnahme und Pflege des Gegengeschlechtlichen, des Animus und der Anima, leuchtendes Vorbild zu sein. Selbst im Protestantismus beginnt man das wieder mehr zu erkennen. Für den Kenner nicht verwunderlich, hat es doch einigermaßen Verwunderung erregt, wie nachdrücklich der Protestant C. G. Jung in seiner letzten Veröffentlichung den Wert der Marienverehrung hervorhebt. Von seiner protestantischen religiösen Erziehung her stand er nach seinem eigenen Zeugnis unter dem erdrückenden Erlebnis von (alttestamentlichen) Gottesvorstellungen, die einseitig das Moment der Macht, Majestät und Kraft betonten und viel von Straferichten wußten. Er glaubt nun, daß es in der katholischen Kirche vor allem die Marienfrömmigkeit sei, die auch die weiblichen Anlagen der Seele in ihrem religiösen Verhalten zur Entfaltung bringe. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit hier ein sehr einseitiges Urteil über die Gottesvorstellung des Alten Testaments vorliegt. Der katholische Christ weiß ferner, daß die Verehrung Mariens nicht einer pädagogischen Maßnahme oder Einsicht ihr Entstehen verdankt, sondern dogmatischen Grundlagen aufruht. Eines ist jedenfalls richtig gesehen und verdient in unserem Zusammenhang hervorgehoben zu werden. Maria war ganz Frau und Mutter. Sie war aber auch das starke Weib, das der Schlange den Kopf zertrat, die treue Mithelferin ihres Sohnes — bis unter das Kreuz. Ungewöhnlich war ihre Hingabefähigkeit, aber ebenso ungewöhnlich waren ihre Kraft, ihr Mut, ihre Festigkeit und ihre Treue. Eine tiefe Marienverehrung vermag darum, wie kaum etwas anderes im religiösen Leben, den Geist zu verseele und die Seele zu durchgeistigen.

Folgt der Christ dem Herrn und seiner heiligsten Mutter, so wird er sich allerdings immer vor Augen halten müssen, daß ihm Grenzen gesetzt sind. Diese sind mit der erbsündlichen Verletztheit seiner natürlichen Anlagen und dem damit zusammenhängenden Auseinanderstreben seiner Kräfte, aber ebenso mit seinen Umweltverhältnissen, mit Vater und Mutter und allen Menschen, die formende Kraft für ihn bedeuteten, schließlich auch mit den Dingen, die ihn berührten und die er berührte, schicksalhaft gegeben. Die vorhandenen Grenzen nicht anerkennen und beachten, würde Vermessenheit bedeuten und Fehlentwicklungen zur Folge haben. Ge-

rade die Spannung zwischen dem Geschlechtscharakter des Menschen und seinem Gegengeschlecht ist von besonderer Verletzlichkeit und bedarf einer klugen Pflege und Erziehung. Die rechte Mitte zu finden zwischen verweichlichender und verwöhnender Duldung einerseits und übersteigter Anforderung — deshalb Härte! — andererseits, ist keine leichte Aufgabe.

Es gibt nun gerade im religiösen Leben eine Reihe von typischen Schwierigkeiten, die den rechten Ausgleich zwischen Geschlecht und Gegengeschlecht hindern und zu Einseitigkeiten seelischer Entwicklung führen können.

Einerseits bringt der Offenbarungsglaube den Menschen in ein ganz persönliches Verhältnis zu Gott, ruft also betont sein *religiöses* Verhalten auf, den Glauben und das Vertrauen, Hoffnung und liebende Hingabe. Andererseits erhält aber auch das *Sittengesetz* in der Offenbarung eine besondere Eindringlichkeit und Sanktionierung; der Mensch wird darum durch seinen Gottesglauben auf das nachdrücklichste auch zum sittlichen Streben angehalten. Je nachdem nun mehr die eine oder andere Seite des Glaubens hervorgehoben wird und den Menschen anspricht, wird auch seine Frömmigkeit einen mehr „weiblichen“ oder „männlichen“ Charakter haben. Und da die Religion den Menschen in seiner eigentlichen Tiefe erfaßt und letzte Wertmaßstäbe für sein Verhalten bereitstellt, vermag sie auch die Entwicklung der Grundkräfte der Seele sehr tief zu beeinflussen. Man weiß, wie sehr der religiöse Mensch durch den Glauben an den persönlichen und gnadenhaft ihm innewohnenden Gott in seinem Gefühlsleben angeregt, ja aufgewühlt werden kann. Und welche Breite des Erlebens ist gerade im Christentum gegeben mit der Sichtbarwerdung Gottes im Leben und Sterben Christi, im Leben der Kirche und ihrer sakramentalen Welt, — mit der Vielgestaltigkeit und Fülle von Himmel und Erde, Engeln und Menschen, Heiligen und Sündern. Wird hier das Erleben nicht vom „Geist“ getragen und geformt, dann ergibt sich leicht das Zerrbild einer weichlichen und rein gefühlsbetonten Frömmigkeit. Diese Frömmigkeit weicht gern den Forderungen und Härten des wirklichen Lebens aus. Über der Sucht nach außergewöhnlichem Erleben, nach Wundern und Schauungen, übersieht man den nüchternen Alltag mit seinen Pflichten und Aufgaben.

Das Umgekehrte ist der Fall, wenn der Mensch in der Religion in erster Linie das Gesetz und in Gott den Gesetzgeber sieht. Er nimmt nicht nur sich selbst, sondern auch andern gegenüber eine unnachgiebige Härte an und wird dann zu einem Rigoristen und Pharisäer. Zu einem eigentlich religiösen Verhalten ist er oft kaum fähig. Christus selbst hat diesen Menschentyp im Gleichnis vom Pharisäer und vom Zöllner in einzigartiger Weise geschildert und bloßgestellt. Der Rigorist hat nicht nur den Glauben verfälscht, sondern zugleich auch seine eigene Natur verunstaltet.

Solche Gefahren der Vereinseitigung durch das religiöse Leben ergeben sich vor allem für Alleinstehende, für Priester und Ordensleute. Die nicht verarbeitete innere und äußere Einsamkeit bringt leicht Verbiegungen des Seelischen mit sich, die sich naturgemäß auch in der Frömmigkeit zeigen, ja von hierher sogar noch gefördert werden. Unnatürliche Weichheit oder auch Härte sind die Folgen solcher Unzulänglichkeiten. Für den Alleinstehenden, sei es in einem weltlichen Beruf, sei es im Priestertum und Ordensstand, ist darum Wachsamkeit und das ständige Streben nach einem Ausgleich zwischen dem Geschlecht und dem Gegengeschlechtlichen be-

sonders notwendig. Die Verwirklichung dieses Ausgleichs ist hier aber auch besonders schwierig.

In eindringlicher Weise läßt das Leben der Heiligen die Schwere des Kampfes erkennen, der mit den schicksalhaften Gegebenheiten der Natur und der Umwelt aufgegeben wurde. Wir finden unter ihnen Menschen von großer Weichheit, die bis zu psychopathischen Auflösungserscheinungen reicht. Sie mußten einen schweren Weg gehen, einen Weg, der Standhaftigkeit, Treue, Kraft und Festigkeit erforderte. Wie verdemütigend war dieser Weg, da er Anlagen und Erziehungseinflüsse vorfand, die nur mit größter Anstrengung geformt und beeinflußt werden konnten. Oft blieb ihnen nur die Möglichkeit des Eingeständnisses ihrer Schwächen und ihrer Hinfälligkeit. Wir finden unter den Heiligen aber auch ausgesprochene Herrschernaturen, Menschen, die einem Königsthron alle Ehre gemacht hätten. Wie schwer es ihnen wurde, zu Dulden und Erdulden, zu Anpassung und Mütterlichkeit, zu Herzlichkeit, Verstehen und Verzeihen hinzufinden, erzählen uns manche Tagebücher oder die Biographien, die nicht irgendeinem Schema huldigen. Erstaunlich ist dann andererseits, bis zu welcher Vollendung — mag sie auch an der Vollendung des Herrn gemessen stümperhaft sein — die Mitwirkung mit der Gnade zu führen fähig war. Man hat einmal gesagt, Ignatius von Loyola sei „*der männlichsten Männer einer gewesen, weil er auch der fraulichste war*“. Wer den großen Ordensstifter kennt, wird dies bestätigen müssen. Denn dieser kraftvolle, besonnene, klare und feste Mann war zugleich von großer, ja bezaubernder Liebenswürdigkeit, Phantasiebegabung, Hingabebereitschaft, Sorge und Mütterlichkeit. Ähnliches wird von Maria Ward gesagt. Ihre Zähigkeit, Kraft, ihre Klugheit und Besonnenheit hätten einem Mann von Format alle Ehre gemacht. Aber sie war auch eine mütterliche Frau, die von der Güte des Menschensohnes gelernt hatte und deshalb fähig war, Menschen an sich zu fesseln, nicht mit Gewalt, sondern durch ihre beispielhafte Liebe.

Geht man allen Einzelheiten der fruchtbaren und oft schmerzlichen Spannung des eigenen Geschlechts zu Animus und Anima nach, wird man der überschweren Aufgabe inne, die dem Christen hier gestellt ist. Daß er nicht resigniert, aber sich auch nicht übernimmt, ist ein großes Ansinnen. Nur Demut und Wahrhaftigkeit werden ihn den schweren Weg finden und gehen lassen.

Literaturhinweise

C. G. Jung, Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, Zürich 1945. Aion, Zürich 1951. Antwort auf Hiob, Zürich 1952.

Jolan Jakobi, Die Psychologie von C. G. Jung, Zürich 1949.

J. Goldbrunner, Individuation, Krailling v. München 1949.

Von philosophischen Gesichtspunkten hat die von uns behandelte Frage beleuchtet: Sr. Thoma Angelica Walter, Seinsrhythmik. Studie zur Begründung einer Metaphysik der Geschlechter, Freiburg i. Br. 1932 (vor allem S. 120—225; S. 189, Anm. 1 das von uns zitierte Urteil über Ignatius von Loyola).

In einem anderen Sinne als bei C. G. Jung wird das Begriffspaar Animus-Anima von Henri Bremond (im Anschluß an Paul Claudel) gebraucht. Animus ist hier das „Oberflächen-Ich“, Anima das „Tiefen-Ich“, Animus die rationale, Anima die mystische oder poetische Erkenntnis (vgl. Mystik und Poesie; deutsche Übersetzung, Freiburg i. Br. 1929, S. 129 ff.).